

## Die Markierung der Fakultät\*

»Let a marker be represented by a vertical stroke«

»Let the state be known by the mark. Call the state the marked state«

George Spencer Brown

Vor dem Gebäude der Fakultät für Erziehungswissenschaft, Psychologie und Bewegungswissenschaft steht ein nahezu zwei Meter großer, roter *Marker*. Ein Marker, wie man ihn möglicherweise aus »Google Maps«, dem Kartographiedienst des kalifornischen Internetdienstleistungsunternehmens kennt. Der Marker ist, auch wenn es den Anschein haben mag, nicht vom Himmel gefallen. Im Gegenteil: Er wurde dort aufgestellt, einbetoniert – *installiert*, wie man seit dem 16. Jahrhundert zu sagen pflegt. Der Marker steht, streng genommen, nicht im Weg sondern am Wegesrand<sup>1</sup>. Trotzdem kann es ihm gelingen, die alltägliche Routine des Vorbeigehens zu unterbrechen. Eine solche *Intervention* kann als gelungen gelten, wenn der Marker als solcher zur Kenntnis genommen wird, also als Zeiger. Dann nämlich stellt sich dem Betrachter die Frage nach dem Zweck: »*Warum* wurde dieser Marker hier aufgestellt?« oder »warum wurde dieser Marker *hier* aufgestellt?« Möglicherweise zunächst aber auch: »Woher kommt er mir so bekannt vor?« – oder nicht zuletzt: »Worauf weist er hin?«

In diesem Moment generiert der Marker seine eigene Ordnung; seine Installation wurde als eine Mitteilung verstanden und der Betrachter sieht sich nun mit der Aufgabe konfrontiert, dem unverhofften Rätsel auf die Spur zu kommen: Das kann nur gelingen, wenn er »(...) die Unterscheidungsstruktur des Werkes entschlüsselt und *darin* erkennt, daß so etwas nicht von selbst entstanden sein kann, sondern sich einer Absicht auf Information verdankt.«<sup>2</sup> So oder so: Das Objekt, sobald es *als Kunst* verstanden worden ist, generiert Anschlussfähigkeit für weitere Kommunikation. Dafür ist es zunächst unerheblich, ob die auf einer am Marker angebrachten Sprechblase referenzierte URL<sup>3</sup> notiert worden ist und später von zu Hause abgerufen wird, oder ob konsequenterweise eine Suchanfrage wie »Google Maps Marker Uni Hamburg, Fakultät EPB« für erste Aufklärung sorgt: Die Spur führt ins *World Wide Web* – oder kommt sie etwa von dort?

---

\* Wird erscheinen in: Torsten Meyer et al. (2011): Medien und Bildung. Institutionelle Kontexte und kultureller Wandel, Wiesbaden, S. 376 – 381.

<sup>1</sup> Längengrad: 9°57'52" Breitengrad: 53°55'38", um genau zu sein.

<sup>2</sup> So Niklas Luhmann (1997): Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt/Main, S. 70.

<sup>3</sup> <http://life.epb.uni-hamburg.de/earth>

Um diese Frage adäquat beantworten zu können – wenn sie überhaupt entscheidbar ist – sollte meines Erachtens eine sehr viel grundlegendere Frage ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt werden: Nämlich wie heute in Anbetracht einer zunehmend wechselseitigen Durchdringung von Online- und Offlinekommunikation das Verhältnis von »Realität« und »Virtualität« angemessen zu denken ist. Und: Welche Implikationen resultieren aus diesem Verhältnis für eine zeitgemäße Lern- und Lehrkultur? Diese Fragen sind in einem knappen Artikel wie diesem nicht zu lösen – aber immerhin zu dokumentieren.

Kunst und Wahrscheinlichkeitsrechnung waren seit jeher besonders geeignet, die voraussetzungsvolle Rede von der »virtuellen Realität« mit einem Fragezeichen zu versehen. Voraussetzungsfull, weil sie für gewöhnlich mit einem Ordnungsvorrang der entsprechend unterschiedenen »realen Realität« einhergeht, der ein höherer Grad an Wirklichkeit zugeschrieben wird; die »virtuelle Realität« wird dagegen für künstlicher, unnatürlicher, *artifizierter* gehalten. In diesem ontologisierenden Konkurrenzschema verliert die Virtualität gegen die Realität.

Dieser Antagonismus kann getrost verworfen<sup>4</sup> werden: bei Niklas Luhmann ist zu lesen, dass die fiktionalen Welten der Unterhaltungstexte und -filme immer schon virtuelle Welten waren<sup>5</sup>, dass im strengeren Sinne bereits Sprache oder Schrift als Erweiterungen der sogenannten Realität gelten müssten<sup>6</sup> – als »*augmented reality*« im Sinne einer Verlängerung der vorhandenen, *realen* Realität. Allerdings scheint für die Virtualität der Fiktion ein sehr hohes Maß an Toleranz aufgebracht werden zu können – gemessen an der verbreiteten Denunziation der *virtuellen* Realität. Elena Espositos funktional-evolutionären Analyse zu den Verwandtschaftsbeziehungen von fiktionaler Literatur und Stochastik verdanken wir die Einsicht, dass sogar im Herzen der modernen Wissenschaft virtuelle Realitäten prosperieren: immer dort nämlich, wo mit

---

<sup>4</sup> Tina Piazzini und Stefan M. Seydel (2010): Die Form der Unruhe, Band 2: Die Praxis, Hamburg, S. 86, formulieren diese Absicht sehr radikal: »Die Unterscheidung ›Real : Virtuell‹ ist längst gelöscht. Was bleibt, aktueller denn je, ist die alte Frage: Wer kann seinen Ideen besser, glaubwürdiger, kompetenter, intensiver, lauter, länger, dominanter, mächtiger, gewaltiger zu einem Durchbruch verhelfen?«

<sup>5</sup> Vgl. Niklas Luhmann (2004): Die Realität der Massenmedien, 3. Aufl. Wiesbaden (i. O. 1995), S. 98f.

<sup>6</sup> Vgl. Niklas Luhmann: Kunst, S. 401. Tatsächlich kann übrigens die *Science Fiction* die Realisierung der virtuellen Welt für sich beanspruchen: In William Gibsons 1982 erschienener Kurzgeschichte *Burning Chrome* findet der Terminus »*Cyberspace*« nachweislich zum ersten Mal Erwähnung (noch zwei Jahre vor Veröffentlichung von Gibsons Roman *Neuromancer*, dem diese Vorreiterrolle in der Literatur für gewöhnlich zugesprochen wird). Das Konzept selbst ist älter. Für diesen Hinweis danke ich Wey-Han Tan.

Wahrscheinlichkeiten gerechnet wird (Esposito 2007). Bruno Latour schließlich verweist auf die komplette Artifizialität mit Hilfe derer in den Laboratorien der Wissenschaft an der Herstellung von Tatsachen gearbeitet worden ist – »noch mehr als in Kunst, Architektur und Technologie.«<sup>7</sup> Wie ist in Anbetracht dieser Schwierigkeiten mit der nunmehr problematischen Unterscheidung umzugehen? Es kann nicht das erklärte Ziel sein, die zu dekonstruierende Differenz durch eine andere zu ersetzen.<sup>8</sup> Wie ist dem vermuteten Unheil also beizukommen, wenn selbst das bloße Leugnen der Unterscheidung diese noch reaktiviert? Schließlich haben wir, sobald wir betonen, die Unterscheidung von Realität und Virtualität abzulehnen, diese bereits als Unterscheidung wieder eingeführt.

Unter diesen Umständen wollen wir uns stattdessen damit begnügen, die Realität der kognitiven Operationen als primäre Realität anzuerkennen<sup>9</sup> und die Unterscheidung von Realität und Virtualität als eine in sich selbst wiedereintretende *Form* des Operierens im *Medium* der Realität zu denken.<sup>10</sup> Mit Hilfe der Notation aus George Spencer Browns *Laws of Form* lässt sich dieser Vorschlag wie folgt illustrieren:

$$\text{Realität} = \overline{\overline{\text{Realität}} \mid \text{Virtualität}}$$

Wir haben es dann nicht mehr mit einem ontologischen Antagonismus zu tun, sondern mit Relationen zwischen Ordnungen von Realitäten. Wir verlassen den semantischen Raum Alteuropas: Dazu werden die Fragen »Wie werden die zahlreichen Realitäten konstruiert?« und »Wie verhalten sich diese Realitäten zueinander?« der Frage »Was ist real?« vorgezogen. Der Operationsmodus ist von Interesse, wir beobachten Beobachter.

Es braucht eine Kultur, die die wechselseitige Durchdringung zu akzeptieren lernt – als eine Form mit zwei Seiten, die ohne die andere Seite zerfällt: *re-entrant* statt konkurrierend. Dieses

---

<sup>7</sup> Bruno Latour: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft, Frankfurt/Main 2007, S. 154.

<sup>8</sup> Die Rede von den sogenannten *digital natives* und ihrem Komplement, den *digital immigrants*, scheint beispielsweise funktional auf ein ähnliches Schema hinauszulaufen.

<sup>9</sup> Vgl. Niklas Luhmann: Realität der Massenmedien, S. 17.

<sup>10</sup> Vgl. dazu mit Blick auf Stadtplanung Dirk Baecker: Die nächste Stadt: Ein Pflichtenheft, 2009/10, S. 6: » Die nächste Stadt ist virtuell, das heißt sie bezieht ihre Realität daraus, dass sie *Formen aller Art medialisiert* und so deren Material für andere Formen brauchbar macht. Virtualität ist hierbei nicht etwa das Gegenteil von Realität, wie es ein weit verbreiteter Irrtum haben will, sondern eine Form des Umgangs mit Realität.«

Durchdringungsverhältnis ist bildungstheoretisch gewendet möglicherweise am treffendsten als *Virtualitätslagerung*<sup>11</sup> beschrieben worden. In diesem Zugang wird den virtuellen Aspekten der Realität ebenso Rechnung getragen wie den realen Aspekten der Virtualität. Pädagogen sei an dieser Stelle zu Gelassenheit geraten: Für hinreichend flexible Beobachtungsschemata besteht keine Gefahr, von diesem Durchdringungsverhältnis überfordert zu werden – im Gegenteil: »In bildungstheoretischer Perspektive geraten (...) vor allem die enthaltenen Bildungschancen und Reflexionsanlässe in den Blick«, diagnostizieren Winfried Marotzki und Benjamin Jörissen. Die reale Realität verschwindet derweil im übrigen nicht, wie hier und dort befürchtet worden ist, sie wird nur als undurchsichtiger und kontingenter als jemals zuvor erfahren. Sie ist kein knappes Gut, sondern umgekehrt als ein pluralistisches Überangebot vorhanden. Das Symptom der Angst und Unruhe ist dabei keineswegs neu: Der Verlust von Erwartungssicherheiten in Anbetracht von Überschusssinn wurde stets als Verlust von Weltordnung erfahren. Das Operieren in virtuellen Realitäten kann als Wegweiser (bzw. *Marker*) verstanden werden. Diese Marker sind, in loser Anlehnung an Elena Esposito, ebenso wie Landkarten und Spiegel nicht deshalb wertvoll, weil sie mit der Realität übereinstimmen (was »unnötig und auch nicht wünschenswert wäre«), sondern wegen ihres Realismus.<sup>12</sup>

Ein solcher Spiegel kann der Gesellschaft zur Reflexion ihrer eigenen Kontingenz dienen; es zeichnen sich originäre Anlässe, Räume und Potentiale für Bildungsprozesse am Horizont ab. Dafür empfiehlt es sich, nicht gegen Komplexität und Kontingenz zu agieren – sondern mit ihnen zu arbeiten. Diese Aufgabe stellt sich heute möglicherweise dringender als je zuvor.

---

<sup>11</sup> Vgl. Jörissen, Benjamin und Marotzki, Winfried (2009): Medienbildung. Eine Einführung, Bad Heilbrunn, S. 201: als »(...) Erweiterung des Möglichkeitraumes, in welchem Menschen Erfahrungen machen (...).« Der Begriff des Raumes kann an dieser Stelle nicht problematisiert werden, birgt aber theoretische Gefahren.

<sup>12</sup> Vgl. Elena Esposito: Die Fiktion der wahrscheinlichen Realität, Frankfurt/Main 2007, S. 60f. Die reale Realität dagegen sei selten realistisch (ebd., S. 56).

## Literatur

Baecker, Dirk (2009/10): Die nächste Stadt: Ein Pflichtenheft, online verfügbar unter der Adresse <http://www.dirkbaecker.com/Pflichtenheft.pdf> (Stand: 10.10. 2010).

Esposito, Elena (2007): Die Fiktion der wahrscheinlichen Realität, Frankfurt/Main.

Jörissen, Benjamin und Marotzki, Winfried (2009): Medienbildung. Eine Einführung, Bad Heilbrunn.

Latour, Bruno (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft, Frankfurt/Main.

Luhmann, Niklas (1997): Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt/Main.

Luhmann, Niklas (2008): Die Realität der Massenmedien, 3. Aufl., Wiesbaden (i. O. 1995).

Piazzzi, Tina und Seydel, Stefan M. (2010): Die Form der Unruhe, Band 2: Die Praxis, Hamburg.

Spencer Brown, George (1979): Laws of Form, New York (i. O. London 1969).